


Jessica J. Lee  
Zwei Bäume  
machen  
einen  
Wald

Two stylized tree icons, each with a vertical trunk and a horizontal top, positioned to the right of the text 'einen' and 'Wald'.

Aus dem Englischen  
von Susanne Hornfeck

NATURKUNDEN

*Für meine Familie*

NATURKUNDEN No 68  
herausgegeben von Judith Schalansky  
bei Matthes & Seitz Berlin

Plötzlich erschien der Baum wie ein  
Scheiterhaufen, an dessen Fuß  
die Asche der Götter erkaltet war.

BRANDON SHIMODA,  
*The Papaya Tree*



### *Vorbemerkung*

Sprachbarrieren spielen in diesem Text eine große Rolle. Aufmerksame Leser werden feststellen, dass ich zwar die in Taiwan üblichen traditionellen chinesischen Schriftzeichen benutze, mich bei der Umschrift von Personen, Orten und anderen Begriffen in Mandarin aber für eine Kombination der beiden Systeme Wade-Giles und Hanyu Pinyin (Festland) entschieden habe.

Ich habe beide Umschriften im Buch beibehalten, weil es damit in Taiwan und in meinem Umfeld ziemlich durcheinandergeht. Schon das macht deutlich, wie komplex der Sprachgebrauch im heutigen Taiwan ist. Dennoch habe ich versucht, Pinyin immer dann zu benutzen, wenn es um das chinesische Festland geht, und Wade-Giles oder eine andere regionaltypische Variante, wenn es um Taiwan geht. Der Einsatz von Google Maps, das mit Hanyu Pinyin arbeitet, ist bei gemeinsamer Nutzung von digitalem und lokalem Kartenmaterial manchmal irreführend. Immer da, wo die ursprünglich in Wade-Giles wiedergegebenen Ortsnamen durch Pinyin (z. B. bei dem Berg Nenggao) ersetzt wurden, habe ich das so übernommen. Auf Tonzeichen wurde um der besseren Lesbarkeit willen ganz verzichtet.

Erwähnen möchte ich noch, dass die Wade-Giles-Umschrift von der älteren Generation bevorzugt wird, während ich später mit Hanyu Pinyin unterrichtet wurde.

Die Kluft zwischen uns reicht weiter als die Distanz zwischen den Wörtern.

IN TAIWAN    IN CHINA

<b>Vor 9 Millionen Jahren</b> Die Entstehung Taiwans beginnt	
<b>Vor 6-10 000 Jahren</b> Erste indigene Siedlungen	
<b>1542</b> Portugiesische Seeleute kommen nach Taiwan und nennen es »Ilha Formosa«	
<b>1624</b> Holländer landen an der Stelle des heutigen Tainan	
<b>1626</b> Spanische Siedlungen in Nordtaiwan	
	<b>1636</b> Beginn der Qing-Dynastie
<b>1661</b> Koxinga segelt nach Taiwan und besiegt die Holländer	
<b>1683</b> Taiwan unter der Herrschaft der Qing-Dynastie	
<b>1853</b> Erste biologische Inventarien durch Ausländer werden erstellt	
<b>1895-1945</b> Taiwan wird im Vertrag von Shimonoseki Japan zugesprochen	
	<b>1912</b> Ende der Qing-Dynastie / Gründung der Republik China



IN TAIWAN

IN CHINA

	<b>1927</b> Der chinesische Bürgerkrieg beginnt
	<b>1937-1945</b> Zweiter Japanisch- Chinesischer Krieg (Pazifikkrieg)
<b>1945</b> Unter den Nationalisten (KMT) kehrt Taiwan unter chinesische Herrschaft zurück	
<b>1949</b> Ende des chinesischen Bürgerkriegs; in Taiwan beginnt das Kriegsrecht	
	<b>1966-1976</b> Kulturrevolution
<b>1971</b> Republik China (Taiwan) verliert seinen Sitz bei den Vereinten Nationen, er wird von der Volksrepublik China übernommen	
<b>1987</b> Ende des Kriegsrechts	
	<b>1989</b> Proteste und Massaker auf dem Platz des Himmlischen Friedens
<b>1999</b> Jiu'er'yi, das große Erdbeben vom 21. September	
<b>2009</b> Taifun Morakot trifft auf Taiwan	

## *Vorwort*

Der erste Tag im Wolkenwald hat mich zu Nebel erweicht. Die Welt verlor sich im Weiß, alles, was ich sah, waren meine Füße am Boden und die Farben der Bäume. Das Rostrot der Erde reichte bis hinauf zur Rinde der Feigenbäume, von Flechten grau und golden betupft. Der Pfad war vollgesogen von Nebelnässe und morgendlichem Regen. Vor mir Schwaden, wie ich sie dichter nie gesehen hatte, zäh und kühl. Hinter mir, auf Armlänge, meine Mutter.

Den Weg durch die Schlucht hatten wir aus Neugier und lange unterdrückter Abenteuerlust eingeschlagen. Zuletzt waren wir in meiner Kindheit zusammen gewandert, durch die kanadischen Wälder oder die walisischen Berge, bei Tagesausflügen während der Familienurlaube. Hier auf der Insel, wo meine Mutter geboren ist, zog es sie in die Hügel hinaus, in die ihr vertrauten, heißen, wuchernden Wälder, wo sie als Kind unweit ihres Zuhauses durch dichtes Grün streifte, an Spätnachmittagen nass durch Reisfelder watete, und wo sie alle Pflanzen kannte, die üppig aus jeder Ritze sprossen. Mein Großvater, ihr Vater, war erst kurz zuvor in diesem Land gestorben.

Noch nie hatte ich sie so lebendig erlebt.

In den vergangenen Jahren hatten wir uns lediglich in Vorortwohnzimmern, Autos oder Restaurants gemeinsam aufgehalten. Niemals an einem Berghang. Niemals bei solchem Wetter. Die Idee zu diesem Spaziergang war uns eingeschossen wie eine plötzliche Erinnerung, ungebeten und ohne Vorwarnung, ein Ziehen im Hinterkopf, das zu Bewegung drängte. Ich musste daran denken, wie wir früher gemeinsam unterwegs gewesen waren; wir beide immer ein wenig hinterher, Schwester und Vater stets ein paar Schritte voraus. Der Bewegungsdrang fuhr uns in Beine und Füße

wie Strom durch einen Draht und knipste unsere Körper an. Ausgerüstet mit einer Wanderkarte wagten wir uns in die Feuchtigkeit hinaus.

Wie viele Wanderwege in Taiwan führte auch dieser von einer Fahrstraße weg, hinunter zu einer Hängebrücke, die eine Schlucht überspannte. Die Klamm im Kalkstein und Marmor fiel jäh zu einem Fluss hin ab; tief unten schlängelte er sich als silbrig-grünes Band durch die Felsen davon. Vorhänge aus Vegetation bedeckten die Steilhänge, umspielten und verhüllten das zerklüftete Skelett der Bergflanke und verloren sich in Klumpen verwitterten braunen Steins, wo der Fels den Wurzeln noch nicht nachgegeben hatte. Aus den von Erosion hinterlassenen Löchern wuchsen stachelige Bäume, Ranken hangelten sich über geglättete steinerne Oberflächen. Das Grünzeug war unermüdlich auf dem Vormarsch.

Ich weiß nicht, was wir zu sehen hofften. Wir hatten uns trotz des Wetters hinausgewagt, trotz dieses von Kälte triefenden Umhangs aus Winterluft, der Taiwans Gebirge umhüllt. Der erste Kilometer bestand aus Holzstufen und mit jedem Zugewinn an Höhe verdichtete sich unser Atem. Der Duft von Erde und Grün mischte sich mit der Feuchtigkeit. Sie dämpfte alle Geräusche, und der Tritt unserer Stiefel wurde mit jeder Stufe schwerer. Je weiter wir gingen, desto weniger sahen wir. Auf mittlerer Höhe waren wir losgegangen und hatten uns in die Wolken vorgearbeitet. Die Wegränder endeten im Weiß.

Meine Mutter hatte Höhenangst. Vielleicht war es besser, dass wir nicht sahen, wie weit wir gekommen waren.



島

dao

**Substantiv: Insel**

*Inseln entstehen durch  
Bewegung, durch Kollision  
und durch Ablagerung*



Ich habe viele Wörter für »Insel« gelernt: Eiland, Atoll, Schäre, Holm. Sie existieren in der Gemeinschaft von Archipelen oder für sich allein, und ich habe sie immer in Verbindung mit dem Wasser gesehen. Das englische Wort *island* kommt schließlich vom deutschen »Aue«, das wiederum vom lateinischen *aqua* (Wasser) stammt. Eine Insel ist ein schwimmendes Wort, ein Archipel, ein pelagischer Ort.

Das chinesische Wort für Insel weiß nichts vom Wasser. Für eine Zivilisation, die sich im Landesinneren entwickelt hat, ist die Unermesslichkeit der Berge die bessere Metapher: 島 (*dao*, »Insel«, in Taiwan *to* ausgesprochen) setzt die Beziehung zwischen Erde und Himmel ins Bild. In dem Schriftzeichen steckt die Idee von einem Vogel – 鳥 (*niao*) –, der sich auf einem einsamen Berg – 山 (*shan*) – niederlässt.

Taiwan ist gerade mal 140 Kilometer breit, erklimmt auf dieser Distanz aber eine Höhe von fast viertausend Metern. Der Sprung von Meereshöhe bis hinauf zu den jäh aufragenden Gipfeln ermöglicht eine Fülle unterschiedlicher Habitats, sodass die Vielfalt der Wälder auf der Insel wesentlich größer ist, als ihr vergleichsweise kleiner Fußabdruck erwarten ließe. Die Küsten sind in salz- und sonnengegerbte Mangrovenwälder verpackt, weiter im Süden wächst dichter tropischer Dschungel. Die feuchte Hitze des tropischen Regenwalds geht über in gemäßigten Baumbewuchs; seine Laubbölzer klettern, bis sie weiter oben von Nadelbäumen abgelöst werden. Auf mittlerer Höhe überwiegt borealer Nadelwald mit kathedraleugleichen Baumriesen, der sich über der Baumgrenze im Grasland verliert. Dort dehnen sich Schilfgrassteppen bis in den Hochgebirgshimmel hinein. Die Bäume sind gestaffelt wie die Höhenlinien einer Landkarte.

Taiwan, auf der Schnittstelle zweier Vulkanbögen gelegen, wurde in



den Konflikt hineingeboren, eine instabile Landmasse, die sich in ständiger Konfrontation befindet. Die Insel liegt auf dem Pazifischen Feuerring – jener von Erdbeben und Vulkanausbrüchen heimgesuchten Zone südöstlich von China, westlich von Japan und nördlich der Philippinen – und markiert die Bruchkanten zweier tektonischer Platten, unter Geologen auch als »destruktive Plattengrenze« bekannt. Der Zusammenstoß der Eurasischen und der Philippinischen Platte presste vor sechs bis neun Millionen Jahren, während des Miozäns, die Insel hervor. Solche Kollisionen sind gewaltig; eine der Platten schiebt sich dabei unter die andere und drückt Landmasse aus dem Meer nach oben. Aber auch die Bruchkanten selbst können zerstörerisch sein.

Das zentrale Gebirgsmassiv, das sich mit 280 Kilometern über vier Fünftel der Länge Taiwans erstreckt, und das im Norden quer über die Insel verlaufende Hsuehshan-Gebirge sind beiderseits von Bruchkanten flankiert. Auch die Vorberge und das Flachland im Westen sind von Brüchen durchzogen; wie die willkürlichen Nähte einer Quiltdecke definieren und unterteilen sie die Landschaft. Das Küstengebirge im Osten liegt eingezwängt zwischen Bruchlinien und Meer.

Die Insel verfügt über gut zweihundert Gipfel, die mehr als dreitausend Meter hoch sind; Monumente eines tektonischen Wandels, festgeschrieben in Gneis, Marmor sowie feinem und grobem Schiefer. Diese Berge gehören zu den jüngsten der Erdgeschichte und sind noch immer in Bewegung. Jedes Jahr werden sie von der Philippinischen Platte etwa 80 Millimeter weiter nach Westen geschoben. Die Kräfte der Orogenese, die große Gebirgsketten hervorbringen, lassen Taiwans Gipfel jeden Tag ein wenig wachsen.

Inseln faszinieren uns; ihre Mythen entspringen gleichermaßen ihrer Isolation und unserer Vorstellungskraft. Das lange gesuchte Ithaka oder der rettende Hafen im Sturm. Die Inseln, die ich aus Erzählungen kenne, sind sowohl real als auch imaginiert, Gebilde aus Fels und Erde und dennoch aufgeladen mit der ideologischen Bedeutung eines Eden oder Arkadien, mit Vorstellungen vom Paradies.

Vor der chinesischen Küste liegen unzählige Inseln, viele davon be-



kannt und in erreichbarer Nähe. Doch die weiter entfernt, jenseits der Taiwanstraße oder im Ostchinesischen Meer gelegenen entzogen sich einfacher Erschließbarkeit. Kein Wunder, dass sie idealisiert oder auch wegen ihrer Entfernung zur chinesischen Leitkultur verachtet wurden. Penglai, das sowohl als Berg wie auch als Insel beschrieben wurde, galt in den chinesischen Mythen als Heimat der Unsterblichen, ein gesegneter Ort, an dem die Becher nie trocken, die Reisschüsseln nie leer wurden. Im 3. Jahrhundert v. Chr. schickte der erste Kaiser eines geeinten Chinas seine Schiffe auf der Suche nach diesem mythischen Eiland gen Osten. Es heißt, seine Emissäre hätten stattdessen Japan entdeckt. Die Inseln der frühen Legenden versprachen sagenhafte, aber unerreichbare Schätze.

Doch Penglai 蓬萊 ist auch einer der traditionellen Namen für Taiwan. Wegen seines Rufs als Schatzkammer waren die Eroberer der Qing-Zeit zunächst vor allem auf Natur- und Bodenschätze aus. 1697 kam der kaiserliche Beamte und koloniale Chronist Yu Yonghe auf der Suche nach Schwefel dorthin. Auf seiner Reise entlang der Küste, begleitet von indigenen Führern und Dienern, berichtete er in seinem Tagebuch von Reiskörnern groß wie Bohnen und von Nutzpflanzen, die hier doppelt so reiche Ernten erzielten wie auf dem Festland. Die Kokosnüsse ließen sich spalten und als Weinbecher verwenden. Er schrieb, dass die Früchte Taiwans – vielfältig, aber auf dem Festland weitgehend unbekannt – auf der Rückreise nach China leider verderben würden; die Insel sei fruchtbar und mit Überfluss gesegnet, aber völlig abgelegen. Den Bewohnern des Kontinents galten die Inseln des östlichen Archipels als lebensprall; Berge im stürmischen Meer. Aber im Gegensatz zu den mythischen Inseln der Unsterblichen gehörte Taiwan ganz und gar ins Reich des Materiellen, eine lebendige Welt in einer von Brüchen durchzogenen Gegend.

Dies ist die Geschichte der Insel. Und zugleich die Geschichte meiner Familie.

Sprachen werden zur Heimat. Mein Geist funktioniert auf Englisch und mein derzeitiges Leben in Berlin auf Deutsch. Die frühesten Kindheitswör-

ter aber kommen aus dem Mandarin, der Sprache meiner Mutter. Ich weiß sie bis heute: 狗 *gou* (Hund), 老虎 *laohu* (Tiger), 爱 *ai* (Liebe, lieben). Und am wichtigsten:

婆

Po  
Großmutter

公

Gong  
Großvater

Po und Gong kamen aus China – von Anwesen, die über Jahrhunderte niemand verlassen hatte – nach Taiwan, wo sie fast vierzig Jahre lang lebten, denn aufs Festland konnten sie nicht zurück. In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg kamen sie zusammen mit mehr als einer Million Festlandchinesen auf der Insel an, nachdem Chiang Kai-sheks Nationalisten (die Kuomintang oder KMT) am Ende des Bürgerkriegs dorthin geflohen waren.

Taiwan war immer schon Spielball von Macht und Willkür und hat mehrfach die Besitzer gewechselt: Die Ureinwohner haben seit Jahrtausenden dort gelebt, dann begann mit der Eroberung durch die Spanier und später durch die Niederländische Ostindien-Kompanie ein ständiges Gerangel um die Insel. Holländer und Spanier errichteten Handelsniederlassungen an der Westküste, gefolgt von chinesischen Kolonisatoren, die Taiwan für mehr als zweihundert Jahre beherrschten. Nach dem ersten sino-japanischen Krieg von 1895 hatten die Japaner das Sagen, bis die Insel 1945 an China zurückfiel. Aber als meine Großeltern dort ankamen, galt es nach Jahrzehnten der kulturellen Trennung noch ganz andere Grenzen zu überwinden.

Leute wie meine Großeltern und ihre Nachkommen wurden in Taiwan *waishengren* genannt (外省人 wörtlich »Menschen von außerhalb der Provinz«, also Festländer), ein so schwammiger Begriff, dass es mir selbst heute noch schwerfällt, unsere Herkunft zu erklären. Das Terrain unserer

Geschichten blieb vage, es gab keine klaren Grenzziehungen. Zusammen mit meiner Mutter emigrierten meine Großeltern schließlich nach Kanada, wo ich auf die Welt kam. Mein Großvater ist kurz vor seinem Tod wieder nach Taiwan zurückgekehrt. Als ich erwachsen war, ging auch ich weg – zuerst nach Großbritannien, wo mein Vater herkommt, dann nach Deutschland, wo ich meine Karriere als Schriftstellerin und Wissenschaftlerin beginnen sollte. Meine Mutter, meine Schwester und ich wussten nicht, ob wir uns als Chinesen bezeichnen sollten – schließlich stammen wir aus einem China, das es so nicht mehr gibt – oder als Taiwaner. Ein einzelnes Wort kann die Bewegungen nicht erfassen, die unsere Geschichten über Meere und Kontinente trugen.

Namen sind selten verlässliche Zuschreibungen. Häufig entspringen sie den Fallstricken der Eroberung, den Behauptungen und Missverständnissen jener, die von fremden Ufern kamen. Aus China, Japan, Portugal, Spanien und den Niederlanden. *Ilha Formosa* ist Portugiesisch und bedeutet »schöne Insel«. *Taoyuan* ist ein Ethnonym, das auf eine lokale Siedlung Indigener zurückgeht. Ryukyu oder Liuqiu heißt der Inselbogen von Okinawa, dessen geologischen Abschluss Taiwan bildet. Im Chinesischen wird der Name der Insel mit den Schriftzeichen 臺灣 (Langzeichen) oder 台湾 (Kurzzzeichen) wiedergegeben, dabei steht *tai* für »Plattform« oder »Terrasse« und *wan* für »Bucht«. Ein fester Halt im aufgewühlten Meer.

Die Namen enthalten Überschreibungen und Verschüttetes, das jederzeit aus dem Boden brechen kann, wie die Verwerfungen eines Erdbebens. Der Begriff 中華民國 (*Zhonghua Minguo*) etwa, die »Republik China«, wie Taiwan seit 1945 offiziell heißt. Oder die konfliktrträgliche Bezeichnung Taiwans als »Provinz Chinas«.

Ein Brechen und Bersten ist dem Fels der Insel eingeschrieben: Sie selbst wurde aus Bewegung geboren und ist übersät mit schlafenden Vulkanen und Steilküsten, die so unvermittelt aus dem Meer in den Himmel ragen, dass ein einziger Blick sie nicht fassen kann. Taiwan ist ein Ort, der Zeit und genaues Hinschauen verlangt, den aber ein unterirdisches Beben jeden Moment auslöschen kann.

Ich war achtzehn, als mein Großvater vergaß, wer ich war. Im Bungalow meiner Großeltern in Niagara Falls döste ich auf dem Sofa und wartete, dass meine Mutter uns nach Hause fahren würde. Hunderte Male war ich schon hier gewesen: in den Schulferien, an Wochenenden, und wenn meine Eltern dienstlich verreisen mussten. Der dicke orangefarbene Teppich war meinen Füßen vertraut. Die Lichtschalter fand ich im Dunkeln, wusste, wo die Kanten des Rauchglastischs ins Wohnzimmer ragten, und welches meiner Kinderfotos auf welches Regal gehörte. Im Keller stapelten sich stockfleckige chinesische Zeitungen, gesättigt vom Plastikgeruch der VHS-Kassetten mit taiwanischen Seifenopern, die dort ebenfalls lagerten. Ich hatte mir die Geräusche und Gerüche eingeprägt, die in Jade geschnittenen Landschaftsszenen, die mein Großvater so liebte, und hatte ihm bei der Pflege seiner Bonsai-Bäumchen geholfen. Ich schlief, gemütlich in die sommerliche Klebrigkeit des schwarzen Ledersofas gerollt, bis Gong zu meinen Füßen stand, auf mich deutete und mich in der einzigen Sprache anredete, über die er noch verfügte.

那是谁?

*Na shi shei?*

Wer ist das?

Da war mir Gongs Alzheimer-Erkrankung zum ersten Mal aufgefallen, und ich begann, Fragen zu stellen. Die Erkenntnis, wie rasch die Vergangenheit verblasste, verlieh der Aufgabe, mehr über sie zu erfahren, eine gewisse Dringlichkeit. Ich hatte so vieles im Leben meiner Großeltern als gegeben hingenommen. Und dann war da noch die Sprachbarriere. Schon mit acht Jahren hatte ich aufgehört, die chinesische Samstagsschule zu besuchen. Ich hatte keine Lust mehr, die einzige Halbchinesin im Klassenzimmer zu sein, wenn wir uns durch drei Stunden mit Kalligrafie und Volksliedern quälten, und so schrumpfte mein Mandarin aufs Notwendigste. Unser gemeinsames Leben nahm eine vereinfachte Form an: Meine Erinnerung an Po und Gong beschränken sich auf das, was sie kochten.